

Zeitschrift: Sauter's Annalen für Gesundheitspflege : Monatsschrift des Sauter'schen Institutes in Genf
Herausgeber: Sauter'sches Institut Genf
Band: 18 (1908)
Heft: 12

Artikel: Raubbau in der Schule
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1038198>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in Deutschland angebaut, ist ein urdeutsches Erzeugnis, und als solches dokumentiert sie sich in dem hübschen deutschen Märchen vom Hirsenbrei, doch kommt sie als festtägliches Gericht nur sehr selten noch zu ihrem Recht, einzig vielleicht noch im wendischen Spreewald, wo sie noch heute angebaut wird.

Der Mohn hat sie vielfach ebenfalls aus ihrer Stellung verdrängt, und wo man früher Hirsenbrei und Reisbrei auftrug, ist man heute Mohnspielen, Mohnklöße oder irgend ein Mohngebäck.

Als Weihnachtsgemüse gilt, als Sinnbild ewiger Naturkraft, der auch im Winter ausdauernde Grünkohl, doch ist diese Sitte noch nicht alt, reicht jedenfalls kaum weiter als bis ins 18. Jahrhundert.

Aus der Urzeit aber stammt der Honigkuchen, als der älteste Kuchen, den es überhaupt gibt. Aus gemahlenem Getreide, Weizenspelz, auch Hafermehl mit Honig knet die altgermanische Hausfrau die Opferkuchen, den Göttern zu Ehren und gab ihnen die Form des Ebers, der Sonne, des Rades oder des Geflügels, oft auch noch die Gestalt des hoch zu Roß umziehenden Göttervaters selbst. Später haben sich die Klosterküchen der Vervollkommenung der Honigkuchen angenommen, im Mittelalter nahm man, als besonders feine und seltene Zugabe die kostbarsten tropischen Gewürze: Muskat, Nelken, Zimt, auch Pfeffer dazu, was oft die Aenderung der Bezeichnung Honigkuchen in Pfefferkuchen und Gewürzkuchen veranlaßte, obgleich nun gerade der Pfeffer nicht mehr in den heute üblichen Kuchen zu finden ist. In Gegenden, wo der Honig knapp war, wurde er durch billigen Rübensirup ersetzt und heute noch werden geringere, aber darum oft sehr wohlschmeckende Weihnachtskuchen mit Sirup anstatt mit Honig gebacken.

Seit dem späteren Mittelalter kennt man

auch die beliebte Weihnachtszügigkeit des Marzipans, die wahrscheinlich aus Italien, dem Lande der Mandeln, in Deutschland eingeführt wurde. Dagegen wird oft behauptet, daß Marzipan die Erfindung eines deutschen Zuckerbäckers ist und schon vor der Einführung der Mandeln mit Haselnüssen hergestellt wurde. Nußmarzipan ist heute eine ganz besonders hoch bewertete Delikatesse.

Zum Weihnachtsfest gehören ferner Äpfel und Nüsse; der Apfel als eine Erinnerung an die älteste Baumfrucht der heidnischen Germanen. Der runde rote oder gelbe Apfel war ihnen ein Abbild der goldenen oder rotglühenden Sonne und darum zum Fest der steigenden Sonne ihnen besonders wert. Er brachte Gesundheit und Wohlstand und man findet in vielen ländlichen Gegenden noch heute die Sitte, in der Christnacht dem Vieh einen Apfel in das Trinktgefäß zu legen, damit man vor Viehkrankheit und Viehsterben bewahrt bleibe. Was für das Vieh galt, galt natürlich auch für den Menschen, und so dürfen Äpfel, als Sinnbild der Gesundheit, nicht auf der Weihnachtstafel fehlen.

Die Nüsse aber, vorzüglich die in Deutschland heimischen Haselnüsse, deuten auf Geld und Glück, und die später hier eingeführten Walnüsse (welschen Nüsse) mußten es sich gefallen lassen, derselben lebenswürdigen Deutung anheimzufallen.

Und darum leben die uralten hergebrachten Festspeisen noch heute in der Küche der deutschen Hausfrauen, weil sie dem Sinn des Deutschen für Symbolik und freundlicher Deutung entsprechen.

(Schweizer Frauen-Zeitung).

Kaubbau in der Schule.

Von R.

Wieviel Treffliches auch schon über die Schüler-Überbürdungsfrage von Schulmännern,

Ärzten und Laien geschrieben worden ist, die Erörterungen über sie, einmal in Fluß gebracht, wollen noch kein Ende nehmen. Blitzartig taucht unvermutet da und dort ein Artikel in einer politischen oder pädagogischen Zeitung auf, der Klageruf eines Vaters, der Stoßseufzer eines geplagten Lehrers tönt an unser Ohr, nachdem wir die ganze Frage längst begraben glaubten. Und wie manches kommt nie an das Licht der Oeffentlichkeit: Klagen und Seufzer überbürdeter Schüler, bittere, verzweifelte Worte der Eltern, stille Verwünschungen der modernen Schule von Seiten beider. Das sollte den Schulbehörden doch zu denken geben. Denn steckt kein berechtigter Kern in der ganzen Schulreformfrage, so wäre sie in unserer schnelllebenden Zeit schon längst wieder von der Bildfläche verschwunden und zu den Toten gelegt. Statt dessen gärt's und brodel't in der Tiefe, und manches Anzeichen läßt auf einen nahen, gewaltigen Ausbruch schließen. Die erste und Hauptursache der bei uns in Deutschland bestehenden, vielfach überlebten Zustände in den höheren Schulen — denn um diese handelt es sich dabei doch in allererster Linie — ist die geradezu phänomenale Gleichgültigkeit und Unwissenheit des Publikums in Bezug auf Schulangelegenheiten. Wie manche Eltern wissen kaum Klasse und Lehrer ihres Sohnes anzugeben, geschweige denn, daß sie auch nur eine blasse Ahnung von dem hätten, was in der betreffenden Klasse gelehrt wird und wie gelehrt wird, wie die Schulzucht beschaffen ist, wie die Lehrer zur Religion stehen, d. h. so weit dies in ihrer Tätigkeit als Erzieher und Religionslehrer zum Ausdruck kommt, wie die Pausen und Turnstunden verteilt sind und von so manchem anderen, was ihnen zur richtigen Beurteilung der Schule, der sie ihr Kind anvertraut haben, von höchster Wichtigkeit sein sollte. Hätten sie nicht ab und zu ein miß-

glücktes Argument und Prologo zu unterschreiben, und säße nicht ihr Sohn noch bis spät in die Nacht noch hinter den Büchern, abgespannt, mit blassen Wangen und verdrossener Miene, so würde es ihnen kaum je zum Bewußtsein kommen, daß es überhaupt eine Schule giebt und daß sie eine tief ins Volksleben eingreifende Einrichtung ist, wohl wert, daß jeder gebildete Staatsbürger ihrer Entwicklung volles Interesse schenke. Diese Gleichgültigkeit scheint allmählich einem vernünftigen Interesse für die Schule weichen zu wollen. Häufiger als je begegnen uns verständnisvoll geschriebene Schulartikel auch in Tageszeitungen, unsere Volksvertreter lassen sich bei Beratung des Kultetats selten die Gelegenheit entgehen, ihre eigenen Schulwünsche und diejenigen ihrer Wähler vorzubringen, der Ruf nach Einheitschule und Reformgymnasium, nach Verringerung des Lernstoffs in den klassischen Sprachen, nach Schaffung neuer Spielplätze, nach vermehrten Schulpaziergängen, Schülerbädern, Einschränkung oder Abschaffung der Hausaufgaben ertönt immer aufs neue.

Aber eine zweite Hauptursache des gegenwärtigen unhaltbaren Zustandes, die Eitelkeit unverständiger Eltern, ist noch nicht wegeräumt, läßt sich auch nicht so leicht wegräumen. Sie ist vielleicht in erster Linie daran schuld, daß an unsern Kindern vielfach ein Raubbau schlimmster Art getrieben wird; denn sie betrachtet ihr Kind nur zu häufig als das Mittel, nach außen hin zu glänzen, unbekümmert darum, ob dies der leiblichen und geistigen Entwicklung desselben frommt oder nicht. Manche ehrgeizige Mutter insbesondere kann es nicht erwarten, bis ihr Herzenssöhnchen oder ihr Goldtöchterchen im Kreise ihrer Freunde und Bekannten seine Kenntnisse in Lesen, Schreiben, Rechnen und allerlei andern Künsten, nicht zum mindesten auch im Deklamieren langer,

meist unverstandener Gedichte zeigen kann. Ja, nicht zufrieden mit dem, was die Schule ihm auflegt, fügt sie dazu noch Klavier, Violine und wer weiß noch, was alles, nicht achtend des ermüdeten Gehirns, der aufgeregten, versagenden Nerven, des mehr und mehr mangelnden Appetits. Und erst wenn es zu spät ist, erkennt sie mit Schrecken, welches Unheil sie angerichtet, und wie sehr sie sich an ihrem Kinde versündigt hat. Der Vater seinerseits, den Sinn nur nach Erwerb und Vergnügen gerichtet, „hat überhaupt keine Zeit“, sich um die leibliche Wohlfahrt und die geistige Entwicklung seines Sohnes zu kümmern. Ihn leitet bloß der Grundsatz, daß derselbe „standesgemäß“ erzogen werden soll, und damit ist für ihn alles entschieden. Ob der arme Bursche nun schwach oder stark begabt, gesund oder kränklich ist — einerlei; er muß ins Gymnasium und auf die Hochschule. Daß damit vielleicht ein jahrelanges Martyrium verbunden ist, daß einem Menschenkind seine Jugendfreude geraubt, seine Kindheit und Jugend, ja vielleicht sein ganzes Leben verbittert wird, ja daß eben infolge dieses unnatürlichen Zwanges, der auf ihn ausgeübt wird, sein Verhältnis zum Vater sich trübt und eine bittere Stimmung gegen denselben in seinem Herzen Platz greift, kommt diesem kaum zum Bewußtsein; er hat sich ja nie Zeit genommen, seinen Sohn ruhig und aufmerksam zu beobachten, dessen Neigungen und Fähigkeiten, Wünsche und Ideale näher zu erforschen. „Standesgemäße Erziehung muß sein!“ dieses Wort ist der Inbegriff seiner ganzen pädagogischen Weisheit. Giebt es aber einen verhängnisvolleren Raubbau als standesgemäße Erziehung dieser Art? — Ein anderer, gesellschaftlich weniger hochstehend, will seinen Sohn durchaus zum Studium bringen. So verlangt's seine liebe Eitelkeit. Denn nicht bloß in China gilt es für vornehm und einträglich

zugleich, „Bücherleser“, d. h. Gelehrter und Staatsbeamter zu sein. Der Sohn soll es besser haben als die Eltern, eine höhere Stellung erringen als sie, bequemer zu Ehren und Reichtum kommen als sie. Da muß nun denn wiederum die Gymnasiumspressen herhalten; selbst dann natürlich, wenn das Opfer elterlicher Eitelkeit keine besondere Neigung und Begabung für einen gelehrten Beruf in sich fühlt, vor allem nicht für Sprachen angelegt ist. Doch dies kann man ja in der Regel bei einem sechs- bis siebenjährigen Knaben gar nicht wissen. Allein „es führt kein anderer Weg nach Rüßnacht“, und so muß er beschritten werden, auch wenn die törichtesten Eltern kaum im Stande sind, das hohe Schulgeld zu bezahlen und daneben noch die vielen, oft übertriebenen Bücheranschaffungen zu bestreiten. Nun ist es ja freilich ganz erstaunlich, was ein normal begabter Knabe schon im zarten Alter von sechs Jahren an geistiger Arbeit zu leisten vermag, vor allem nach der Seite der Aufnahmefähigkeit hin. Aber es ist eine durch nichts zu verantwortende Sünde, wenn man ihn bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit ausnützt, wie es nun tatsächlich in unsern Elementaranstalten geschieht. Von Elementarschülern der ersten Klasse zu verlangen, daß sie schon mehrere Wortarten kennen, sie durch mehrere Alphabete der Druck- und Schreibschrift und durch mindestens zwei Lesebüchlein zu jagen, ihnen im Rechnen z. B. Addition und Subtraktion ein- und zweistelliger Zahlen über den Zahlenraum 1 bis 100 hinaus nebst dem ganzen kleinen Einmaleins zuzumuten, ist ein schändlicher Raubbau, der seine verhängnisvollen Folgen haben muß. Sie liegen übrigens schon bei dem so mißhandelten Schüler klar und offen vor jedermanns Augen: Appetitmangel, bleiches Aussehen, Abmagerung, unruhiger Schlaf, nervöse Aufregung, verminderte Lust am Spiel lassen sich bei manchen Schülern

früh genug bemerken zum Schrecken der sorglichen Eltern, die nicht wagen, durch Versetzung ihres Sohnes in eine Schule, die weniger Anforderungen stellt, dem Uebel zu steuern.

Später folgt dann die Lateinlast, unter der mancher vollends ganz zusammenzubrechen droht, überhaupt die Sprachenlast, die sich mit jedem Jahre vermehrt. Und was soll man von einem Schulsystem sagen, das trotz eines wöchentlichen Lateindrills von 10 vollen Stunden doch noch für normal begabte Schüler Privatstunden notwendig macht? Warum eilen wir überhaupt in allen Fächern mit solch ungesunder Hast vorwärts? Können wir denn nichts mehr ruhig erwarten? Haben wir den Sinn für das Wort des weisen Salomo: „Alles zu seiner Zeit“, vollständig vergessen? Sind wir nicht mehr im Stande, den Gang und die Gesetze der Natur zu verstehen, oder wollen wir sie gar meistern? Wie dem auch sei, tatsächlich fragen wir nichts nach ihr. Wir treiben Raubbau, sengen und brennen das Gehirn unserer lebensfreudigen Jugend aus, bis wir einen Haufen blasierter, bierseliger Menschen aus ihnen gemacht haben, denen höheres Streben und vor allem ein klarer Blick in die Natur und Gegenwart, gesunde Ansichten über Menschenleben und Menschenwerk, der Jetztzeit vollständig abgeht. Denn über lauter klassischem, wissenschaftlichem Raubbau und Wühlen in alten Geschichten haben wir die Organe zur Erfassung der Gegenwart und ihrer Verhältnisse verkümmern lassen. Wer diesen Schaden erkennt, der ruhe nicht in seinem Teile, bis in der öffentlichen Meinung ein Umschwung zum Besseren erreicht ist, die dann zur Aenderung des gänzlich verfehlten Schulsystems führen muß.

(Prof. Dr. Jägers Monatsblatt).

Das Bier als — „flüssiges Brot“.

„Mit vollem Recht wird das Bier als Volksnahrungsmittel, als flüssiges Brot bezeichnet“ — diese Behauptung prangt in Sperr- oder Fettdruck in einem Flugblatt, das vom deutschen und vom bayrischen Brauerbund auf alle Art in Massen verbreitet wird.

„Flüssiges Brot“ — diese Aufschrift konnte man auch in großen, weithin leuchtenden Buchstaben auf dem Schilde eines Wirtshauses in Liverpool lesen. Viele Leute, besonders Matrosen, Dockarbeiter u. dgl., wurden dadurch angezogen und gingen den ganzen Tag in Scharen darunter ein und aus. „Ein feiner Stoff, der hat Kraft“, sagte mancher, der heraustrat und dabei — schwankenden Ganges seinen Weg weiter ging. Ein Herr, der vorüberging, las nun auch diesen Locktitel und wollte sich überzeugen, was dahinter stecke. Sobald er eintrat, merkte er daß es sich hier um Bier, und zwar um besonders starkes, um eine Art Doppelbier, handle. „Der vierte Teil davon ist Brot, so malzhaltig ist es“, behauptete der Wirt, „da hat man gegessen und getrunken zugleich.“ Der Herr ließ sich nun eine Flasche davon geben, brachte sie einem Chemiker, der ihm die Bestandteile und Grundstoffe davon nachweisen sollte. Nach acht Tagen konnte er die Antwort holen (die Sache kostete 3 Mark), und da hatte es sich nun herausgestellt, daß das Bier 93 Prozent Wasser, 5 Prozent Alkohol und bloß 2 Prozent Nahrungstoff enthielt, nämlich ungefähr soviel, als in einem rechten Bissen Schwarzbrot steckt. „Wer von diesem Bier seinen Hunger stillen will,“ sagte der Chemiker, „der muß das Zwanzigfache bezahlen, wie wenn er Brot oder Käse dafür kaufen würde.“ —

Was wird heutzutage geklagt über Mangel an Brot, unerschwinglich hohe Preise der Le-